

Buntes aus aller Welt

In sämtlichen Unterweltstreffen der Vereinigten Staaten gibt man keinen Pfefferling mehr für das Leben des derzeitigen „Staatsfeindes Nr. 1“, des Nachfolgers und früheren Genossen Dillingers, den man seines sanften Aussehens wegen „Babyface“ — sprich: Kinder Gesicht! — getauft hat. Koch hat man ihn zwar nicht, obgleich die Polizisten, Kriminalisten und Milizen ganz Nordamerikas Jagd auf den Verbrecherring machen; auch trauen seine „Kollegen“ ihm das Schicksal an Geschicklichkeit und Skrupellosigkeit zu, dank der er sich aus jeder Falle noch retten könnte. Aber es ist nun herausgefunden, daß „Babyface“ als „Seelenfreundin“ die Helen Biggers mit sich herum schleppt, und das wird sein Ende und Tod sein! — noch jeder Mann, der Helen liebt und von ihr geliebt wird, ist eines gewissen Todes geflohen... ihm wird auch „Kinder Gesicht“ nicht entgehen...

Helen Biggers ist seit längerem so etwas wie eine „Königin der Nacht“ und eine der Heroinnen der Unterwelt. Ihr letzter Gefährte war Dillinger; er starb unter den Augen der Schaulente, als er ein Kino verließ. Jack Norton war der Erste — als er einmal mit Helen speiste und der Kellner die Suppe nicht schnell genug fertigte, schob er den Gangmediziner über den Ganzen — um zehn Minuten später unter den Augen der Polizeimeister zu sterben. Der Zweite, McLagan, wurde von einem Nebenbuhler erschossen. Der Dritte, ein Gangster namens Pat Sling, fiel in einem Feuergefecht mit Polizeibeamten... er trug Helens Bild in der Brusttasche. Der Vierte, Sam Trotter, wurde auf höchst „bürgerliche“ Art einfach von einem Bus überfahren.

Jetzt bildete sich eine Art Sperrzone des Schreckens um die „tödlche“ Helen. Erst nach einem Jahr vermochte ein Gangster namens Feldmann ihrem platinblonden Schopf nicht mehr zu widerstehen; er stand schon kurz vor der Heirat mit ihr — da erschloß ihm ein reißbergwandender Kaffierer bei einem Kaufüberfall... — Opfer Nummer fünf. — Der schönen Helen machte das nichts aus, alsdald befahl sie einen neuen Verehrer, dessen Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat. Nebenfalls war er mit ihr auf dem Wege zu einem Juwelenhändler, um ihr ein Schmuckstück zu kaufen; da erblickte er einen Schutzmännchen, der ihm leistungsfähig vorlief — des Schutzmännchen geschloß das Weiche — beide zogen ihre Revolver — der Schutzmännchen ist schneller — Opfer Nummer sechs.

Nummero sieben ist Dillinger gewesen. Und Nummer acht wird, so raunt es in der Unterwelt, „Babyface“ sein, das ist so sicher wie die Existenz des Satans... — mach' deine Rechnung mit der Hölle, Kinder Gesicht!...

Abklärung vor! Der alte Brangel war ein großer Verehrer des schönen Geschlechts und warf allen kleinen Mädchen Krughände zu. Zu einem hübschen Bauerntöchterchen, das ihn beim Besuch eines Gutes begrüßte, sagte er: „Komm Kleine, küß mir uff die Wade, — da hat mir mein König noch geküßt.“ Als bei einer Inspektion in einer Garnisonstadt der Marschall von einer in zwei Reihen aufgestellten Schar von Ehrenjungfrauen begrüßt wurde, dankte er für die Aufnahme, indem er jeder einen Kuß gab. Als aber die erste Reihe abgeführt war und er feststellen mußte, daß die Reihe der zweiten viel zu wünschen übrig ließen, gab er seinem Adjutanten einen entschlossenen Stoß und rief ihm zu: „Eulenburg, nu küß du mal weiter.“

Die Brille eines Affen

Diese Geschichte hat nicht nur eine Moral, sondern gleich drei. Um vorzubringen, wollen wir sie gleich vornweg erzählen. Die erste Moral ist: man braucht nicht unbedingt ein Mensch zu sein, um kurzfristige Augen zu haben. Zweitens: wer eine Brille trägt, ist nicht naturnotwendigweise ein Gelehrter, ebenso wie nicht alle Leute Affen sind, die ein Monokel tragen. Es gibt auch einen Mittelweg, der allerdings weniger golden als goldumrandert ist. Und das führt uns — noch vor der dritten Moral — zum Tatbestand dieser ungläubwürdigen kleinen Geschichte.

Der Londoner Zoologische Garten besitzt — wie könnte es anders sein? — unter anderem auch ein Affenhaus. Seit einiger Zeit war es den Wärtern dieses Affenhauses aufgefallen, daß der dienstälteste Affe in diesem Käfig immer magerer wurde, bis er eines Tages nur noch einem Skelett glich. Man war anfangs geneigt, diesen Affen der Appetitlosigkeit zu verdächtigen, da sein Futter nach gelangung hübsch gefüllt am andern Ende des Käfigs fand. Eine ärztlich Untersuchung ergab aber kurz darauf, daß dieser Alterspräsident der Londoner Affen an einem ganz anderen Uebel litt, als man anfänglich angenommen hatte — infolge des Rahmens der Zeit war er so kurzfristig geworden, daß er sein Futter einfach nicht mehr finden konnte.

Nach langem Hin und Her entschloß man sich, den Affen genau so zu behandeln, als

Sommerwanderung in Franken und Thüringen

Von Karl Steffin, Reuenbürg

Thüringen ist sehr malerisch; an reizvollen Einzelheiten und hebblichen Bildern ist Ueberfluß — und dennoch „liegt“ das alles dem Maler heute nicht, der über das Anichts-larientidyll hinaus ist. Seine Stimmung und Haltung findet wenig Gegenliebe bei der Landschaft im Herzen Deutschlands. Bezeichnend dafür ist als Begleiterscheinung das Fehlen von Großbetrieben, Großstädten und allem, was rücksichtslos bis zum Ende durchgeführt wird. Das Klima macht, sagen die einen; die Menschen, sagen die andern; die vormalige Kleinbauerei wird von noch anderen verantwortlich gemacht. Dem sei wie ihm wolle — ein überanstrengter Mensch wird sich in dieser Landschaft, unter diesen Menschen recht erholen können, weil seinen Augen, Füßen (und auch dem Geldbeutel) keine übermäßigen Anstrengungen zugemutet werden. Die Berge halten sich schon in mittlerer Höhe, die Täler schlängeln sich im Schatten von Wäldern, begleitet von dem über die Steine hüpfenden Wälslein anmutig hin; Wald und Feld, Schlösser und Ruinen, Dörfer und freundlich-offene Städtchen, die und da eine Fabrik, Eisenbahn und Kraftpost überall, auffallend wenig Polizei zu sehen — alles dieses verstärkt den Gesamteindruck eines anmutigen halb natürlichen Parks von weitestem Ausmaß, den Thüringen unwillkürlich zum Vergleich darbietet, womit zugleich die Vielzahl von Kunstgärten und die Liebe zum Landschaftsgestalten, Behaglichen im Einklang steht.

Man sollte annehmen, daß die in den Rücken des Thüringerwaldes nach Norden eingerissenen Täler etwas Naturgewaltiges böten, da Höhe und Tal oft um 400 Meter unterschieden sind. Es ist nicht der Fall; sogar das Schwaratal, der Glanzpunkt, ist mehr schön als kraftvoll, gemäßigt auch in seinen „wildesten“ Teilen, wo die gezackten Schieferfelsen kargen und das Wasser über schiefe Platten springt. Viel gefährlicher schien mir seiner Lichtbildner zu sein, der am Engpaß vor der Brücke auf seine Werte in Gestalt von daß erschrockenen Sommergästen lauert. Sie müssen sich stellen, da auf dieser Strecke keiner im Kraftwagen eilends fliehen kann; für solche Behälte ist sie geberdt. Anstelle dessen schaukeln „Omni-Busse“, offene Pferdewagen mit mehreren Rängen, dahin. Auch findet man in den ehemaligen Residenzen noch die hochbeinigen Antiken, von denen ich jedesmal vermutete, daß die Infanterie mit Sonnenschirm eine die Ueberlieferung währende Hofdame sei. Möglich ist alles. Auffällig ist überall die Anwesenheit von radfahrenden Bewohnern, was in den meist engen Gassen der Städte eine fortwährende Springerei zur Folge hat, weil wir diese Art Straßenbetrieb nicht gewöhnt sind. Ueberhaupt zeichnen sich die größeren Städte, wie Jena, Weimar usw. durch lebendiges Treiben aus, da gerade dort die an der Sprache sofort zu erkennenden Fremden in ganzen Rudeln aufstehen und ganz ungeschämt mit roten Reiseführern und Karten hantieren, wiederum England, U.S.A. Amerika in Front.

An eine gewisse Eigentümlichkeit muß sich die Nase gewöhnen: an die Rotbratwürste, auf offenem Feuerherd und auf der Straße oder in Torwagen gebraten, wovon die blauen Wolken schon von weitem den Vorgang ankündigen, der sich in der Nähe als appetitliches Brüheln bemerkbar macht. Die spannenlangen und daumendicken braunen Erzeugnisse des Metzgergewerbes finden bei den Einheimischen den größten Absatz. Zum Bereich der Nahrung gehören auch gewisse Käse und Wudeln, die man überall als Vorbild

bezeichnen kann; die mannigfachen Gelegenheiten zum Milchtinken. Nicht nur Vollmilch, sondern auch Buttermilch und Schokolademilch, Viertelsterglas Buttermilch 4 oder 5 Pfennig, Milch 8 oder 10 Pfennig; in jeder Milchhandlung steht Stuhl und Tisch. Der Trinktischmischtag wird ganz beträchtlich gesteigert; ob das Biertrinken nachläßt, braucht man nicht fragen. Nebenbei: Bier — Nichtbäuer Weisbier soll doch noch gelten; es ist unter den Bierern, was der Most unter den Weinen und seinen Verwandten. Bei Nichtbäuer kann man schon eine Weile sitzen bleiben.

Nun etwas anderes, ein kleines wirtschaftliches Kapitel. Die Seite mit den Porzellanfabriken stellt sich folgendermaßen dar: Rabla, ein Betrieb wie die drei größten Vorkriegszeiten zusammen, arbeitet gut, obgleich nicht mehr 23 v. H. Bildende herausbringen werden wie vor dem Krieg. Gewisse andere Fabriken dieser Art ebenso. Ursache: Umstellung auf billiges Gebrauchsgeschirr. Wenn eine Dreihauptmüllmaschine zerbrochen wird — Rabla sorgt für Nachschub. Die Fabriken im Wald, die feines Zeug herstellen, haben das Nachsehen. Also billig; ein Fingerzeig für Andere. Noch merkwürdiger ist das Verhältnis zwischen zwei nur eine Stunde auseinanderliegenden Fabrikstädtchen, die unter gleichen Voraussetzungen an den Start gingen. Das eine lohnt und flummert dahin, das andere holt ihm sogar Leute fort, weil u. a. mehrere Thermoflaschenfabriken, Kistenfabriken und Glasflaschenfabriken Goddrum aufziehen konnten. In der Wirtschaftsstruktur der Welt ist, wohl infolge des Eingreifens unverbraucher Industrielande, eine gründliche Umschichtung im Gange. Allenfalls bleibt Jena in Jena infolge seines ziemlich unbetrittenen Monopols für optische Geräte im Kennen; nach allem, was zwei Wälder verraten können, hält sich der Betrieb bauals, organisatorisch und sozial an neuzeitliche Grundzüge; großzügig und vornehm. Entsprechend seine Belegschaft — lauter Fellhader — und seine Erzeugnisse.

Was der Fremde, der Sommergast, kurz — der durch werdendes Wort und Bild hierher Geratene zu sehen bekommt, ist das Uebliche. Wo auf der Landkarte die Zeichen für Gasthäuser, Ausflugsstürme und Natursehenswürdigkeiten in schwarzküchtem Gewimmel an den roten Linien der ihnen nachfolgenden Verkehrsstraßen aufgereiht sind, da gibt es nichts mehr zu entdecken; dort ist alles „fertig“ und alle Wege sind fertig. Bitte darüber den Reiseführer zu befragen. Was nicht im Wädel steht, davon eine Wäpansnahme. Delamünde, teils an der Saale, teils auf einem Höhenrücken; er ist zuerst so breit, daß die einzige Straße einen schönen Wäg bildet, der sich aber immer mehr verengt, bis nur noch ein Weg bleibt. Dann die Kirche, dann ganz an der Spitze, der mächtige Wäg der Burg, worin jene graunige Felsfläche von der Dramalinderin vorging. Als Blickfang für die breite und für die enge Straßenlänge hat man das Rathaus hineingehoben: eine Weisheitslösung. Dem romantischen Blick hinauf zur Stadt, deren Häuser in leichtem Bogen wie Felsen den Abhang bestützen, entspricht eine ebenso fesselnde Aussicht auf das weite Tal der vielgewundenen, im dichten Baumstatten fließenden Saale, auf die weichgeformten Berge, deren Waldleib von blendendgelben Raifleinhängen zerteilt wird, und auf die unzähligen schmalen Streifen und Bänder der Acker und Wiesen, die jetzt in allen Farben zwischen Grün, Gold und Rotbraun wechseln.

hätte man keinen Affen vor sich, sondern einen Menschen. Man ließ einen Optiker nach dem Zoo kommen, der dem Tier eingehend „Maß nahm“. Nach einigen Tagen verfügte er über die schönste Brille, die je ein Affe auf der Käse getragen hat.

Sie war vielleicht zu schön — und das war ihr Fehler. Denn der Affe war zwar kurzfristig, aber nicht so kurzfristig, daß er die Schönheit seiner Brille nicht bemerkt hätte. Er nahm sie also ab, um sie näher betrachten zu können. Da er aber nun keine Brille mehr trug, konnte er auf einmal nichts mehr sehen, nicht einmal die Schönheit seiner Brille. Infolge der dadurch entstehenden Nervennähe, die nunmehr in der Seele des Affen ausbrach, setzte er sich auf sie, was die Brille ihrerseits so übel nahm, daß sie sofort zerbrach. Nun war guter Rat teuer. Aber der Zoo hatte eine lange Geduld. Unverzüglich ließ man eine neue Brille für den Affen anfertigen aus Angst, das kostbare Tier könnte Hungers sterben. Aber diese Brille hat ganz die Form einer Autobrille. Sie schmiegt sich eng an

Die Rache des Brauers

In einem kleinen Städtchen bei Bilsen hat der Besitzer einer Bierbrauerei Selbstmord begangen. Aus seinen hinterlassenen Geschäftsbüchern ging hervor, daß der Bierkonsum im letzten Monat bei seiner Abwesenheit um fünf Dektoliter zurückgegangen sei. Die Leiche des unglücklichen Mannes wurde kurz darauf, in einem achtzig Dektoliter fassenden Bierfaß treibend, gefunden.

Mehr als dieser nackte Tatbestand wäre vielleicht nicht zu melden — wenn der Brauer nicht auf dem Faß eine mit Kreide geschriebene Botschaft hinterlassen hätte. In dieser Botschaft sagt er, es sei eine Kulturhande, daß die Umwelt in der Gegend von Bilsen und sonstwo ihren Bierkonsum nicht mehr so heilig aufsaßte wie früher. Die Schande seines verweichlichten Jahrhunderts könne er nicht überleben. Aber er würde sich rächen. Sein Geist würde jeden Abend in allen Wirtschaftshäusern umgehen, in denen ehemals sein Bier verzapft worden war. Er würde als Gespenst an das Gewissen seiner ehemaligen Sänter appellieren, die ihn so schmäblich im Stich gelassen und damit seinen Untergang veranlaßt hätten.

Es ist nicht das erste Mal in der Tüchschonawafel, daß der Inhaber eines mittelgroßen Betriebs aus Sorgen über seinen klauen Geschäftsgang seinen Leben ein Ende bereitet hat. Aber die raschlächtige Phantasie des Bierbrauers steht doch einzig da, desgleichen die Form seines Selbstmordes. Es ist vielleicht für einen armen Schlufer, der sich ein Glas Bier nicht mehr leisten kann, ein verlockender Wärdengedanke, in einem großen Faß dieses Getränkes zu schwimmen. Über anderen Branchen ist diese Verzweiflungsstat in analoger Form keineswegs zur Nachahmung zu empfehlen.

Humoristisches

„Hat der alte Schmidt eigentlich viel hinterlassen?“

„Das glaube ich nicht. Seine Verwandten verkehren noch alle miteinander.“

„Herr Apotheker — ich möchte Wurmpulver haben!“

„Für einen Erwachsenen?“

„Ja, das weiß ich allerdings nicht, wie alt der Wurm ist!“

Lehrer: „Warum kommst du zu spät?“

Karlchen (freundstrahlend): „Herr Lehrer, bei krieger mer Kinner — zwei haue mer schon!“

Kritik. Alexander v. Humboldt hatte im Winter 1827/28 in der Berliner Singakademie seine berühmten Kosmos-Vorlesungen gehalten, die sich zwar ein riesigen Zuspruchs erfreuten, aber bei den hohen Anforderungen des Gelehrten nur eine geringe Aufnahmefähigkeit fanden. Ein Kritiker berichtete daher boshaft: „Der Saal sahste nicht die Zuschauer, und die Zuschauer sahten nicht den Vortrag!“

Schottische Vorsicht. Ein schottisches Ehepaar hatte ein Fest in Edinburgh besucht. Während nun die Frau dort noch einige Zeit bei Verwandten weilen wollte, beabsichtigte der Mann gleich nach dem Abschieden zurückzukehren, wo sie zu Hause waren. Die nächste Reisegelegenheit war ein kleiner Küstendampfer. Als nun seine Frau ihn zum Schiff begleitete, bemerkte sie, daß es sehr schwer beladen war und sagte zu ihrem Manne zärtlich: „Das Boot scheint mir etwas schwer beladen, wenn es nur nicht untergeht! Meinst du nicht, es wäre geratener, du ließt mir den Hausschlüssel da?“

Als jemand Schopenhauer gegenüber bemerkte, Freunde in der Not wären selten, entgegnete der Philosoph:

„Was — Freunde in der Not wären selten? Das ist nicht wahr! — Kaum hat man Freunde, so sind sie auch schon in der Not und wollen Geld von uns borgen!“

Der sehr begabte, leider früh verstorbene Komponist Brachmüller bestürmte mit Vorliebe. Einmal traf ihn sein Freund S. auf der Straße und fragte ihn, was er jetzt komponiere. Darauf gab Brachmüller die klassische Antwort:

„Mit der Komponiererei ist nicht los. Hat man mal 'n juten Gedanken, denn hat man kein Papier, um ihn aufzuschreiben, hat man 'n uffgeschriebenes, dann findet man keinen Verleger, hat man endlich einen, denn zählt er nicht, ist es endlich gedruckt, denn kooft's keiner, kooft's mal weiter, denn kann er's nicht spielen, und kann er's spielen, denn jefällt's ihm nicht mal.“

„Onkel, wenn ich diese Kerne in die Erde stecke, wachsen da wirklich Birnbäume daraus?“

„Zawohl, da wachsen Birnbäume daraus!“

„Etich, das stimmt doch nicht, es sind ja Apfelskerne!“

TANNENBERG

Von Alfred S. Troß

Urheberrecht: Dammert-Verlagsanstalt Berlin W. 35.

Das eiserne Spiel hebt an

In leuchtender Pracht steigt der August des Jahres 1914 herauf. Gleichzeitig senkt er ein schmerzliches Schicksal über unser Vaterland: Krieg! Zunächst gilt es, nach zwei Fronten hin die Heimat zu schützen. Und Deutschland ist darauf seit langem vorbereitet; der geniale Generalstabmarschall v. Schlieffen hat schon vor Jahren die Parole ausgegeben: Angriff im Westen — Abwehr im Osten! Und auf diesen Schlieffen'schen Plan greift der Generalstabmarschall v. Moltke sofort zurück. Alle verfügbaren Kräfte werden im Westen gegen Frankreich eingesetzt, um diesen Feind mit härtestem Glanz zu überrennen. Im Osten, in Ostpreußen, im Gebiet östlich der Weichsel, werden nur die als zum Schutz der dem russischen Angriff besonders ausgefegten Landes- teile unumgänglich notwendig erachteten Truppen beibehalten.

Die Schlacht bei Tannenberg in ihren Umständen, ihrer genialen Anlage und als Erlösung von schwerster Gefahr recht zu verstehen, müssen zunächst einmal nüchterne Tatsachen genannt werden. Es sind diese: Unter einem schleier schwacher Grenz- schießungen versammelte sich zum Schutz seiner heimatischen Hütten das 1. Armee- korps bei Gumbinnen und Insterburg; das 2. Reserve- korps stand bei Angerburg—Nordenburg, das 3. Armee- korps bei Allenstein, das 17. bei Soldau; die Kavallerie- Division lagerte bei Angerburg—Nordenburg.

Diese wie eine Nordoststellung aus ritter- lichster Zeit anmutende weitläufige Verteilung der Truppenkörper — 8. Armee genannt — erlaubte dem Oberkommandierenden im Osten, dem General v. Britow, die ihm unterstellten Divisionen nach eigenem Ermessen dort zu vereinigen, wo der drohende Einfall der gefährlichsten russischen Schwadronen und Bataillone zuerst Anwehrt u. Angriff heischte.

Rußland entwandte gegen Ostpreußen sofort zwei geteilte Heereskörper. Die eine, aus Richtung Nowo aufbrechend, unterstand dem General Rennenkampf und brach bei Stallupönen über die Grenze. Ihr wurde die deutsche Hauptmacht entgegengeführt. Als bald entwickelte sich Gefecht auf Gefecht, die Deutschen hielten stand, schlugen meist die Russen, aber der Feind füllte seine Verbände auf und drückte mit ungeheuren Massen gegen Königs- berg vor.

Als höchste Bedrohung wachte auf Richtung Warschau gegen die ostpreußische Südgrenze eine zweite Armee unter dem General Samsonow heran mit dem Ziel, ebenfalls die Deutschen gegen Norden, in die Ostsee zu drücken, sie westlich zu überflügeln, in einen Kessel zu treiben, zu vernichten — dann war es um Ostpreußen geschehen, und der Weg nach Berlin lag frei.

Die nächstdrohende Gefahr war die Armee Rennenkampf, die bereits auf deutschem Gebiet senkte und mordete. Für einen Damm entgegenzusetzen, war erstes Bedingnis. Und daraus entwickelte sich Vorspiel und Voraus- setzung zu Tannenberg:

Die Schlacht bei Gumbinnen.

Ein Feldpostbrief aus jenen schweren Tagen des bedrohten Ostpreußen erzählt: Kaum war die Kriegserklärung heraus, da fühlten ganze Grenzdistrikte den Russen zum Opfer; die Wälder und Kojalen führten sich als Nordbrenner auf. Wogen, überlöst mit Bestrebungen und Plünderungen, suchten im Gumbinnen Schutz. Schon am 2. August durchschlug die schauerliche Kunde die Stadt: „Die Russen sind bis zur Kominter Seele vorgedrungen!“ Am 3. waren sie in Eyd- kühnen. In wahren Heereskörpern wälzten sich die Plünderer zurück und drohten die An- marschwege der deutschen Truppen zu verstopfen. Die Stadt war zum Deckerlager geworden, Verband auf Verband durchstürmte die Stra- ßen und wandte sich ostwärts.

Und nun kamen die beiden Tage, Mittwoch und Donnerstag, der 19. und 20. August, die Tage der Schlacht bei Gumbinnen, die sich im nördlichen und östlichen Teil des Kreises ab- spielten. Bereits am Dienstag sah man ganze Kolonnen hinaustrücken. Der Feind war senk- recht und brennend durch die Kreise Willkallen und Stallupönen in Ostpreußen eingedrungen, hatte sich stark verschanzt und harter des Angriffs.

Der Kampf beginnt

Mittwoch früh,erner Kanonendonner lündigt den Beobachtern an, daß beide Par- teien im Vorgehen gegeneinander sind. Wegen Mittag wird das Getöse immer lauter und vernichtbarer, und ich gebe mich auf einen erhöhten Punkt außerhalb der Stadt, um diesem grauenhaften Schauspiel als Beobachter bei- zuwohnen. Dort finde ich bereits eine große Schar von Russen, teils mit Säcken be- waffnet, teils mit Karren. Schwarze dicke Wolken steigen hinter einem Walde vor mir auf, dort muß ein großes Gut durch Granaten in Brand gesetzt sein. Die Brandstellen mehren sich, und das Knattern der Gewehre und Maschinengewehre wird immer heftiger vernichtbarer.

Allmählich senkt sich dunkle Nacht auf die von wildem Kriegesgeschrei erfüllten Hütten. Blutrot färbt sich der Himmel, der ganze Horizont gleicht einem gewaltigen, schier end- losen Feuermeer. Dazwischen sieht man weiße

kleine Wolkchen aufsteigen, die von den zer- platzenden Granaten und Schrapnells her- rühren.

Ich verlasse meinen Posten. Doch selbst in der Nacht nicht der tobende Kampf nicht. Am Donnerstag in aller Frühe vernimmt die Einwohnerschaft von Gumbinnen von neuem das Brüllen der großen Kanonen, die nun in den Kampf eingegriffen haben. Lange Reihen von Munitionswagen, die unentwegt die todringenden Geschosse im scharfen Trab heran- bringen, beleben die drei Kanonstraßen nach Tilsit, Willkallen und Stallupönen, und lange Züge von russischen Gefangenen werden bereits nach der Stadt zum Abtransport mit der Bahn zum Bahnhof oder den leerstehen- den Kasernen geführt.

Ich bin schon wieder auf meinem Beobach- tungsposten. Vor mir breitet sich das weite Schlachtfeld in ganzer Größe aus. In weiter Ferne bei den Dörfern Springen, Bratu- wönen, dem Remontedepot Kattenau und den Nachbardörfern, deren Einwohner schon lange ihre Heimstätten verlassen haben, wogt der Kampf, der um 12 Uhr mittags seinen Höhe- punkt erreicht. Wie die Figuren auf dem Schachbrett bewegen sich die einzelnen Trup- penmassen hin und her.

Ich sauk in Sturmeseile auf ihren schnel- len Rössen eine deutsche Kavalleriebrigade quer über das Schlachtfeld, um eine Attacke auszuführen, und verschwindet, umhüllt von einer undurchdringlichen Staubwolke, in weiter Ferne. Erst nach drei Tagen soll sie mit einer großen Zahl gefangener Russen wieder zu- rückgeführt sein.

Ich hatte mich wohl zu weit vorgewagt, geriet in die Feuerlinie der rechts von der Chaussee nach Stallupönen aufstehenden Ar- tillerie. Da kommt mit einem Male Leben und Bewegung in die langen Züge von Mu- nitions-, Bagage- und Geschwägen. Jura! nach der Stadt! Die Schrapnells liegen über die Chaussee und unsere Köpfe hinweg.

Aber als das Ergebnis der mörderischen Schlacht am Donnerstag, den 20. August, nachmittags, bekannt wurde, als allein durch Gumbinnen fünftausend russische Gefangene trottelten, ohne den Blick von der Erde zu erheben, da wurde manches Auge feucht. Unsere Feldgrauen hatten Wunder von Tap- ferkeit verrichtet.

Und dennoch: Rückzug!

Die Schlacht fand günstig, fest waren die Deutschen in die Russen verhasst, von denen ungefähr sechzig Mann auf einen Deutschen kamen. Da meldeten deutsche Mäler: „Russische Heereskörper aus Richtung Warschau gegen Linie Drielsburg—Soldau im Anmarsch!“

Die fürchterliche Bedrohung aus dem Süden naht; die Armee Samsonow drückt nach Nor- den, versucht die Umgebung von Westen her. Die 8. Armee kann von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten werden. Wenn sie die Armee Rennenkampf nicht sofort end- gültig vernichtet, um sich dann auf Samsonow zu werfen, droht der einzigen Armee des Ostens ein vernichtendes Schicksal.

General v. Britow verliert die Nerven. Er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit einer Vernichtung der Armee Rennenkampf, ohgleich die Schlacht bei Gumbinnen günstig steht. Immer wieder Drabtsprüche mit dem Großen Hauptquartier in Koblenz. Gesuche um frische Truppen — Gefährde, denen leider Moltke stattgibt! Truppenverbände werden aus der Westfront gelöst; sie kommen nicht einmal mehr zum Eingreifen in die Schlacht von Tannenberg; diese Gigantenschlacht voll- endet sich ohne sie; aber sie fehlen als bald an der Warne — man geht kaum mehr mit der Behauptung, daß ihre Abwanderung nicht nur die Marschschlacht, sondern damit indirekt sogar den Ausgang des Weltkrieges ent- scheidend hat!

Moltke warnt und warnt vor übereilten Entschlüssen. Aber Britow läßt nicht mehr mit sich reden; er ahnt Katastrophen; er will seine Armee erhalten; er gibt den Rückzugs- befehl! — Abbrechen der im günstigen Sta- dium befindlichen Schlacht bei Gumbinnen und Rückzug der ganzen Armee über die Weichsel.

Ostpreußen ist preisgegeben! Die Unterführer sind verzweifelt, glauben an den nahen endgültigen Sieg; aber sie müssen gehorchen. Also: zurück! — Und in die Schreden des Rückzugs mischt sich das Gend der von Haus und Hof vertriebenen Flüchtlinge. Wagen auf Wagen verstopft die Chausseen, letzter Haubdrat wird mitgeschleppt, Betteln, Traben, ein bißchen Vieh, Weinen und Jammer. Und: „Blas für die Truppe! Herunter von der Straße!“ Die Truppe ist wichtiger. — Und das Chaos ist da, alles scheint verloren.

Der Gegner wundert sich als am 21. der weitere Angriff der Deutschen ausbleibt. Was ist denn mit den Deutschen? Er findet sich nicht zurecht — und er rührt sich nicht, er polart nur einen riesigen Sieg bei Gumbinnen nach rückwärts, in die Hei- mat, nach Petersburg.

Der entscheidende Entschluß des Haupt- quartiers

In Koblenz herrscht Unwillen und Ver- störung über die im Gang befindliche Preis- gabe Ostpreußens. Moltke meldet dem Kaiser: „Britow hat den Kopf verloren, über- sieht die Lage anscheinend nicht mehr. Ich schlage vor —“

„Abbrechen!“

„Schlage vor als neue Männer: Ober- kommandierender im Osten — General a. D. v. Benedendorff und Hindenburg, Hannover. Chef des Stabes: General Ludendorff. Raje- hat erinnern: Lüttich!“

„Veranlassen Sie das Weitere!“

So wird Britow mit seinem Stabschef Baldersee abberufen — werden die neuen Männer zur Rettung des deutschen Ostens entsandt. Und damit geschieht die große Wende: die größte Genietat der Kriegs- geschichte aller Zeiten, die Umgehungs- und Befreiungsschlacht von Tannenberg dämmert heran.

Die neuen Männer

In der Nacht vom 22. auf den 23. August laufen in Marienburg, dem Sitz des östlichen deutschen Oberkommandos, dauernd Tele- gramme und Befehle ein. Zunächst wird der übertriebene Rückzug abgebrochen, die Truppen werden in die Gegend von Deutsch-Eulan dirigiert. Dann die Nachricht: „Neuer Oberbefehlshaber und Chef des Stabes treffen morgen nachmittag mit Son- derzug im Fahrplan des Nord-Express in Marienburg ein.“

Und ein Telefongespräch Moltkes mit den historischen Worten:

„Es muß mit Kühnheit etwas Großes ge- wagt werden! Die neue Führung verbringt mir einen Erlös, sofern es noch möglich ist!“

Immer wilderes Rätzelraten beginnt bei den kommandierenden Generalen und den Stäben: wer werden die neuen Männer sein, wer trifft da morgen im Nord-Express an der auf Schwere gefährdeten Nordfront ein? Ob es ein Führer von der Westfront ist? Kaum; hier kann man niemanden unbeschadet herausnehmen, dazu sind die Dinge zu mächtig im Schwung. — Man kommt nicht auf die richtigen Namen; man weiß nur eins: es werden sicher die besten Männer sein, die Deutschland in dieser dunklen Stunde zu ver- geben hat!

Die „neuen Männer“ wissen während die- ses Marienburger Rätzelratens schon um ihre Bestimmung und um die ungeheuerliche Auf- gabe, die ihnen gestellt ist.

General Ludendorff

Man trifft als Ersten die Nachricht von seiner Veretzung an die Ostfront. Er hat die 14. Infanteriebrigade nach dem Tode ihres bisherigen Kommandeurs bei Lüttich geführt, mit ihr die Frontlinie durchstoßen unter Er- oberung der wichtigsten Feste. Wie der Befehl kommt, ist er Oberquartiermeister bei der 2. belgischen Armee; sie steht an der Sambre. Niemand weiß, ob er irgend den Westen ver- läßt, wo in frühem Vorwärtsturn immer neuer Siegesglanz winkt. Befehl ist Befehl, und Ludendorff gehorcht. Im Auto geht es nach Koblenz. Hier wird er vom Kaiser emp- fangen. Er erhält den Pour le merite für seine Heldentat bei Lüttich. Und hier erfährt er erst, wessen Generalstabchef er werden wird: der neue Oberkommandierende der be- drohten Ostfront heißt

General Paul v. Benedendorff und Hindenburg

Hindenburg lebt als pensionierter General zu Hannover. Sein Sohn ist zu Beginn des Krieges mit der Garde ins Feld gerückt. Ihn selbst schien man vergessen zu haben, obgleich er sich sofort dem Chef des Generalstabs, Erz- h. v. Moltke, zwecks Verwendung an der Front zur Verfügung gestellt hat; er hat auf sein Angebot nichts gehört, bis zu diesem 22. August.

Da trifft aus Koblenz das Telegramm ein, das anfragt, ob er bereit sei. Und bevor seine Antwort beim Hauptquartier sein kann, kommt die Marschorder:

Nach dem Osten! In der Nacht wird ein Extrazug mit seinem Stabchef in Hannover halten; am nächsten Nachmittag wird er bereits in Marienburg sein und vor einer gi- gantischen Aufgabe stehen: die Russen schlä- gen, Ostpreußen retten.

In jüngerer Eile wird gepackt, wird die Ausrüstung vervollständigt. In der Nacht gegen vier Uhr steht der General auf dem Bahnsteig zu Hannover und wartet auf den angekündigten Zug. Pünktlich trifft er ein. Clarisch bringt ein General mit funkelnadem Pour le merite aus dem Kessel, eilt auf ihn zu, stellt sich vor. Es geschieht der erste Händ- druck zweier Männer, die in wenigen Tagen Weltgeschichte machen werden.

Sie steigen ein. Die Räder rollen in die Nacht. Im Abteil wird kurz die Lage be- sprochen, die man im Osten vorfinden wird. Ludendorff berichtet von den ersten Anwei- sungen, die er nach Marienburg gegeben hat: die kommandierenden Generale werden zu erster Beratung anwesend sein; im Ubrigen sind die von Nordosten abtransportierten Korps nach Süden zu leiten, um sich mit den dort stehenden Truppenteilen zu vereinigen; solange die beiden russischen Armeen noch getrennt marschieren, muß unbedingt zunächst einmal die südliche — Armee Sam- sonow — angegriffen und zurückgeschlagen werden; dann kann man sich mit der Nord- armee beschäftigen. — Hindenburg ist einver- standen mit allen Anordnungen; man begibt sich zur Ruhe; man wird von morgen an den letzten Gran Nervenkraft nötig haben. —

Kennenkampf, der Pralier

Inzwischen herrschte toller Jubel und Festestrußel in Insterburg, im Hauptquartier des Generals Rennenkampf. Sozuziagen „Jo- eben“ noch war man bei Gumbinnen in eine heftige Schlacht mit diesen verfluchten Deut- schen verwickelt; diese Vierhunder wehrten sich wie die Teufel, man verlor eine Menge Gefangener, obgleich es darauf nicht so sehr ankam, denn Mütterden Rußland hat Wen- schenmaterial genug, um noch ganz andere Viden und Misfälle aufzufüllen; aber die Geschichte sah eigentlich garnicht so recht nach einem Sieg der russischen Dampfwalze aus! Und einen Sieg erwartete doch Seine Kaiser- liche Hoheit der Oberkommandierende aller russischen Armeen, dieser gefährliche Groß- fürst Nikolai Nikolajewitsch, der nicht nur ein Onkel des Zaren, Gott segne seine Erbaben- heit, sondern vor allem auch ein grausenerreg- ender jähzorniger Herr ist. Heilige Mutter von Kasan, steh mir bei! Besonnt dieser Großfürst es nicht fertig, in seiner Wat einen hohen Offizier einfach mit der gleichen Reit- weise zu traktieren, mit der er einmal den jungen Wurf seiner Lieblingshündin in Ge- gemwart des erhabenen Kessens lachend tot- geschlagen hat? — Selbst der Zar fürchtet ja diesen jähzornigen Riesen; wie soll sich da ein einfacher General nicht fürchten, selbst wenn er Rennenkampf heißt, aus alten Balkenadel stammt und wohl doch, ich bitte, der fähigste Heerführer der ganzen russischen Armee ist, was er mal gegen den chinesischen Boxer und nicht zuletzt bei der Niederlegung der Re- volution nach dem traurigen Krieg mit Japan bewiesen hat!

Ja, einen Sieg will er unter allen Um- ständen haben, der Nikolai! Und wahrhaftig: wie die Sache reichlich bekommen aussieht, da tut Gott und tun seine familiären Hei- ligen, ihr Name sei gebeten in Ewigkeit, ein bares Himmelswunder: auf einmal sind die Deutschen weg! Im Namen des Höchsten: das ist ein Sieg!

General Rennenkampf setzt sich und seinen Stab unter Selt, das es einfach eine herr- liche, baltendiegende Sonne ist; gleichzeitig aber werden die Morsetaschen auf und nieder bewegt, daß die Funken fliegen und die Drähte ättern. Zunächst ist man noch bescheiden, man hat ja auch keine rechte Ahnung, was vor sich geht; denn meldet man an Väterchen Zar:

„Der Feind wurde am 20. August auf der ganzen Front geschlagen, er ging einige Werst zurück und grübt sich jetzt ein.“

Aber dann gefällt dem General diese Fas- lung nicht. Er best neue Botenboten hinter- her:

„Nichtes. Ein ganzes deutsches Korps vollständig niedergemetzelt. Ganze deutsche Armee auf wildes Flucht. Weg nach Berlin frei.“

So in diesem Sinne; das wird wirken! Und ob es wirkt:

Toller Siegesjubel in Petersburg

Rennenkampf, der Sieger von Gumbinnen, der Vernichter der deutschen Armee, ist der Held des Tages. Der Zar schickt ihm einen Orden. Sein nächster Vorgesetzter, General Schilinski, dem die Armeen Rennenkampf und Samsonow untergeben, treibt vor Vergnügen, besucht den Sieger, fällt ihm um den Hals, stößt ihn auf beide Wangen, bringt ihm die Anerkennung des Generalissimus, des Groß- fürsten Nikolai Nikolajewitsch — und bringt ihm noch etwas anderes mit... Sowohl der Großfürst wie Schilinski scheinen Rennen- kampf besser zu kennen, als der Pralier- händel; drum der scharfe Befehl des Groß- fürsten:

„Ich erwarte, daß Sie sofort die Verfol- gung der geschlagenen Deutschen aufnehmen und sie gleich bis Berlin jagen!“

Da wird Rennenkampf gleich unsicher.

„Ja — man muß vorsichtig tasten; die Deutschen sind verdammt diszipliniert; viel- leicht planen sie irgendwo eine Falle; für mich steht fest, daß das Wichtigste ist und bleibt der allerstärkste Anmarsch der Armee Samsonow, um die Deutschen in der Nähe von Paken! — Wo bleibt denn überhaupt dieser Samsonow und seine Armee?“

Damit hat Rennenkampf ans ganz beson- deren Gründen zunächst einmal alle Verant- wortung und kommende Aktion von sich auf Samsonow abgehoben.

General Samsonow

Rennenkampf und Samsonow sind seit al- tersher Rivalen und Todfeinde. Zu Beginn des Krieges hatten sie beide einige Anmar- schschäfte auf den Oberbefehl der gesamten russischen Streitkräfte. Diesen Oberbefehl erhielt ein Anderer, ein völlig Unfähiger, aber im- merhin ein Onkel des Zaren. Den beiden Generalen wurde sogar noch die Spitz- Schilinski übergeben. Damit hatte man sich abgefunden. Und Samsonow fand sich beschei- den ab; Bescheidenheit war der Grundzug seiner Natur im Gegensatz zu dem Brambar- den Rennenkampf, der keine öffentliche Geltung durch Bluff und sein häßlich wachsendes Ver- mögen durch Kriesschiebungen bezog. Der Grund zu dieser Bescheidenheit lag in der Tat- sache, daß Samsonow sehr wohl wußte, wie verhasst er in den Kreisen seiner Standes- genossen war, weil er südliches Blut in seinen Adern rollen hatte. Da war Vorlicht und Zurückgezogenheit am Platze.

(Fortsetzung folgt.)